

MÜNCHEN / 1938 / NR. 2
HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

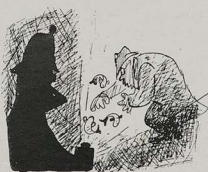
Jugend



Lichtenberger

Richard III.

Die Neueinstudierung von Shakespeares Richard III. am Münchener Staatsschauspiel weckt in uns liebe Erinnerungen. Wir haben für das Drama von Jugend auf eine gewisse Schwäche gehabt, denn einen so vollkommenen Bösewicht sieht man nicht alle Tage. Deshalb sind auch frühere Aufführungen uns gelaufen. Etwas ungewöhnlich verlief vor Jahren eine Aufführung des Stückes in einer kleineren Stadt Mitteldeutschlands. Ein junger Schauspieler spielte dort den rothaarigen, hinkenden und mißgestalteten Bösewicht: kein Wunder, daß das Publikum gegen ihn Partei ergriff. Als er, in die Enge getrieben, in die Worte ausbrach: Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd, rief ein Strohplagatscher: Kanns nich noch ein Ochse sin? Schlagfertig erwiderte der Mime: Allemal! Komm ruff!



Verdächtiges Individuum

Es war in einer kleineren Universitätsstadt. Der zoologische Lehrstuhl war vorzüglich besetzt, und es gab sogar einen Dozenten für Fischkunde. Dieser wurde eines Abends von einem Freunde angerufen, der drei Goldfische besaß. Da dieser Freund auf eine Woche verreisen wollte, gedachte er die Fische dem Ichthyologen in Pflege zu geben, denn was war passender, als daß ein Fachmann sich ihrer annahm? Der Dozent, froh, einen Anlaß zu haben, noch einige Schritte vor die Tür zu tun, sagte, er werde sich die Fische gleich abholen. Die beiden Freunde lernten noch eine Flasche Wein zusammen und dann machte sich der Gelehrte auf den Heimweg. Ein Gefäß für die Fische brauche er nicht für den kurzen Weg, sagte er. Es genüge, sie in ein feuchtes Taschentuch zu hüllen. Das feuchtkühle Päckchen steckte er in die Manteltasche. Kurz vor seinem Hause überfiel ihn ein jähes Niesen. Er riß das Taschentuch heraus, ohne an die Fische zu denken, und als die Nieserexplosion verhallt war, spaddelten sie auf dem Boden herum. Da die Stelle mitten zwischen zwei kümmerlichen Laternen lag, war es dort völlig dunkel, und der Gelehrte hatte weder ein Streichholz, noch eine Taschenlampe. Es blieb ihm also nichts übrig, als auf dem Boden herumzukrabbeln um die Fische zu finden. In diesem Augenblick erpübte ein Polizist den an der Gasse entlang Kriechenden. Was machen Sie da, fragte er barsch den Gelehrten, der in seiner saloppen Naturforscher-Kleidung nicht gerade vornehm ausah. Ich suche Goldfische, erwiderte der Letztere; haben Sie eine

Taschenlampe? Der Schutzmann hatte eine, und die zappelnden Fische fanden sich bald. Ihr Glück, daß Sie sie gefunden haben, sagte der Wächter der Ordnung. Sonst hätte ich Sie festnehmen müssen.

Wissenschaft und Bier

In den Akten der Münchener Universität wird ein für die philosophische Fakultät bestimmtes Kunschreiben aufbewahrt, an dessen Rand der damalige Dekan Franz von Kobell den Kollegen die Mitteilung macht: „Zur Zeit wird beim Franziskaner ein ganz außergewöhnlich gutes Bier verzapft.“

Zwischenrufe

Es war bei der Uraufführung von Dufrenoyers Schauspiel „Sancho Panja“.

Die Schauspieler hatten in den ersten Akten ihr möglichstes getan, das Stück aus der Taufe zu heben.

Da sagte der Herzog im letzten Akt, wie es ihm der Dichter vorgeschrieben hatte: „Sancho fängt an, mich zu ermüden.“

Ehe der Gegenspieler weiter reden konnte, rief ein Zuschauer: „Und mich auch.“

Darüber entstand ein solches Gelächter, daß das Stück glänzend durchfiel.

Neues über Hans von Bülow

Bülow liebte geistreiche Scherze. So stellte er folgende Rätselfrage: „Sie winkt ihm, er hält um sie an; sie reicht ihm die Hand, er hält sie fest; sie gibt ihm ihr Geld und er läßt sie sitzen.“ Als Lösung ergab sich ein Omnibusschaffner.

*

Als Bülow in Meiningen Hofkapellmeister war, hatte er vom Herzog aus irgendeinem Grunde eine kleine Kugel erhalten. Bald darauf hielt er eine Probe für den Karneval aus Verlios' „Benvenuto Cellini.“ Zuvor erläuterte er in einer kleinen Ansprache die übermütige Stimmung des Stückes, zog dann aus der Tasche eine mächtige Wachsnase hervor, setzte sie auf und klopfte mit seinem Taftstock an ihre das Zeichen zum Beginn.

Die Jugend

Zeichnungen von Maxon

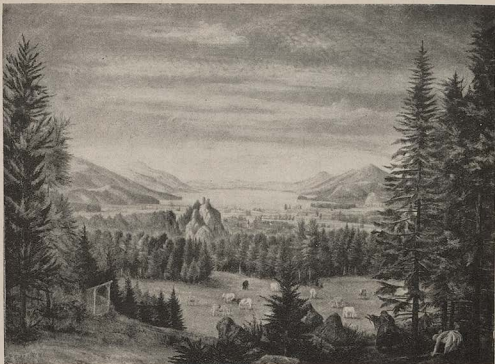
Eine junge, in Geldverlegenheiten stehende Schauspielerin spielte in London die Rolle der Lady Anna in der Tragödie „Richard III.“

Als sie die Worte sprach: „Ach, wann werde ich ein wenig Ruhe haben“, rief ihr einer ihrer Gläubiger von der Galerie zu: „Nie, bis Sie mir meine dreißig Schillinge bezahlt haben.“



Mädchenbildnis

Franz Doll, München



Landschaft

Franz Doll

DEUTSCHE MALER:

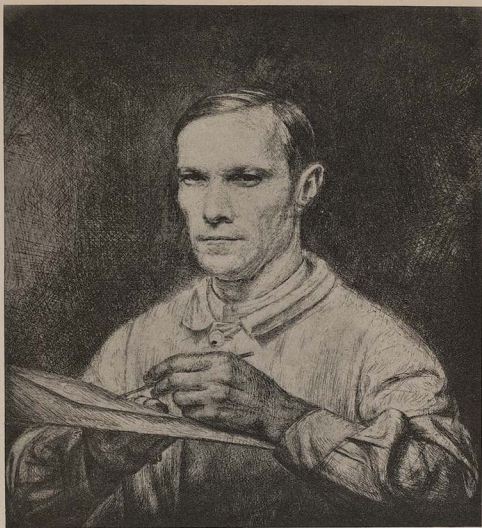
Franz Doll

Der Künstler soll gewissenhaft gegen die Natur wie gegen die Kunst sein. Diese Gewissenhaftigkeit der Natur wie der Kunst gegenüber zeichnet die Werke des Münchener Malers Franz Doll in hohem Maße aus. Am 4. April 1899 geboren, aus der graphischen Gewerbeschule und der Münchener Akademie hervorgegangen, hat sich Franz Doll in unermüdlicher Kleinarbeit eine sichere handwerkliche Grundlage geschaffen. Im Anfange male-
risch aus dem Dunkel herausarbeitend, auf Lichtakzente und Komposition bedacht, ist Doll als Radierer immer mehr zum Graphisch-linearen, der eigentlich deutschen Darstellungsweise, übergegangen. Im Bildnis kommt es ihm auf die Darstellung des ganzen Menschen an. Er malt nicht nur das Auge, sondern auch den Blick, und um recht sorgfältig studieren zu können, stellt er am liebsten die Menschen dar, die er ständig um sich hat, — seine Familie, sich selbst.

Weiterhin beschäftigt ihn die Verbundenheit des Menschen mit der Natur. Er zeigt den Menschen in der Landschaft wie auch die Landschaft für sich. Die Zeichnungen und Radierungen von Wäldern und Wiesen sind ungewöhnlich sauber und gewissenhaft durchempfunden. Er übereilt nichts, aber er scheut auch keine Schwierigkeit. Kein lebendiger Teil des Bildes wird durch flüchtiges Schraffieren abgetan. Jeder Baum hat seine eigene Anatomie und Laubbildung.

Bei aller Naturtreue ist es einem Künstler nicht möglich, jeden Zweig und jedes Blatt getreulich abzubilden. Aber diese fotografische Wiedergabe ist auch nicht der Sinn der Kunst. Denn die sinn-
gemäße Vereinfachung und Betonung des Wesentlichen ist das Ausdrucksmittel des Künstlers und macht das eigentliche Kunstwerk aus. Mit jedem Strich hat der

Künstler etwas zu sagen, und eine ruhige Harmonie liegt über dem Ganzen als Ergebnis einer sicheren Komposition. Bei aller Treue zur Kunst aber bewahrt Franz Doll auch die Treue zur Natur. Er zeigt uns wie die Gräser, Blumen und Kräuter aus dem Boden sprießen, wie die belaubten Bäume und Äste in den Himmel hineingreifen, um zu atmen, Licht aufzunehmen und Feuchtigkeit zu verdunsten, wie die Pflanzen in ihrer vielgestaltigen Mannigfaltigkeit als Organe der Erde nach einheitlichem Gesetz zusammenhängen. Im Lichtbild wird es niemals möglich sein, uns die Natur so empfinden zu lassen. Aber dieses Erleben der Natur haben die Bilder Doll's mit denen Altdorfers, Elsheimers, Richters, Zeises und Godrons gemeinsam. Wir erkennen darin einen Wesenszug deutscher Kunst von ihrem Anfang, einer Kunst, die Ausdruck eines deutschen Glaubens ist.



Selbstbildnis

Franz Doll

Künstler-Anekdoten

Ein Verkannter

Der große französische Maler Cézanne, dessen Bilder jetzt so riesenhafte Preise erzielen, hat seinen Ruhm nicht erlebt, sondern fühlte sich immer als Verkannter. Die härteste Demütigung ist ihm aber wohl am Totenbett seines Vaters zuteil geworden. Er hatte sich am Kopfende aufgestellt, um die teure Leiche zu malen, als seine Frau zu ihm sagte: „Laß das, Paul. Es ist jetzt nicht der Augenblick, um zu scherzen. Wenn wir die Äuge deines

Vaters als Andenken bewahren wollen, brauchen wir einen richtigen Maler.“

Menzel als Karikaturzeichner

Der berühmte Maler von Menzel saß eines Abends in seinem Stamm-Wirtshaus. Menzel war ein außerordentlich kleiner Mann, so daß er allen, die ihn nicht als den berühmten Maler kannten, durch seine kleine Figur auffiel. In seiner Stammkneipe bemerkte er nun am Nebentisch zwei Herren und eine Dame, die sich über ihn lustig machten. Menzel nahm darauf sein Skizzenbuch aus der Tasche und begann darin zu zeichnen, wobei er

immer wieder die Dame besonders scharf ansah. Es dauerte nicht lange, da kam einer der Herren des Nebentisches an den Tisch Menzels und sagte: „Mein Herr, die Dame am Nebentisch läßt Ihnen sagen, daß sie es absolut nicht zuläßt, von Ihnen gezeichnet zu werden.“ Menzel lächelte und zeigte dem Fremden, was er gezeichnet hatte und sagte: „Ist das etwa die Dame?“ Der Unbekannte zog sich mit Entschuldigung an seinen Tisch zurück, rief den Kellner, zahlte rasch und gleich darauf brachen alle drei auf. Menzel lächelte, als er das sah, denn was er gezeichnet und was er dem Mann gezeigt hatte, war eine fette wohlgenährte Gans.

Der Mantel

Von Hans Herms

Wenn Papa Pfundbeller nach Hause kommt, hängt er seinen Mantel — wie sich das für einen wohlgezogenen Chemann ja auch gehört — immer schön und ordentlich an den Garderobeständer im Korridor. Das ist eine altvertraute Selbstverständlichkeit, die Papa Pfundbeller so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß es gar nicht anders kennt.

Einmal aber hat Papa Pfundbeller den Pfad dieser häuslichen Tugend doch verlassen. Das war in einer stillen Winternacht, als Papa Pfundbeller am Ende eines ungewöhnlich langen Regelmorgens heimgekommen war. Da spazierte er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit am Garderobeständer schnurstracks vorüber direkt ins eheliche Schlafgemach hinein und hängt seine ganze männliche Gülle, vom zweireihigen Mantel bis zu den gestreiften Unausprechlichen, gleich in den Kleiderschrank. Aber das geschah nicht ungestraft.

Am nächsten Tage war's Sonntag. Da wollte Papa Pfundbeller verreisen, zu

seinem Jüngsten, der in N., einem Nachbarn, wohnt. Pfundbellers haben zwei Söhne; der ältere ist zu Hause. Also: früh am Morgen machte Papa Pfundbeller sich auf die Beine, nahm gewohnheitsgemäß Mantel und Gut vom Kiesel und zog vergnügt und froh von dannen. Daß er aber seines ältesten Sohnes Mantel angezogen, der an Größe und Farbe dem seinen glich — der Korridor war dunkel, Papa Pfundbeller noch nicht ganz ausgeschlafen, der Mantel war weber zu eng noch zu weit, weber zu kurz noch zu lang — wie sollte Papa Pfundbeller da wissen ...

Papa Pfundbeller trug also den schönen zweireihigen Wintermantel seines Ältesten wie seinen eigenen. Und zog ihn nicht eher aus, bis er mit seinem Jüngsten um die Mittagsstunde im „Ratskeller“ zu N. Einkleber hielt. Aber dann, als sie vom Mittagbrot aufstanden und Papa Pfundbeller nach Gut und Mantel greifen wollte, da stellte er zu seiner großen, sehr unange-

nehmen Überraschung fest, daß jemand seinen Mantel vertauscht habe. Denn der Mantel, der da unter seinem Gute hing, das war sein Mantel nicht. Wohl sah er dem seinen recht ähnlich, aber nein, sein Mantel war das bestimmte nicht. Der Wirt meinte, dann könnte höchstwahrscheinlich nur jener Herr ihn vertauscht haben, der mit einer Dame am Nebentisch gegessen habe. Diese Herrschaften hätten geäußert, meinte der Wirt, daß sie zur Burg hinauf wollten. Wenn er, Herr Pfundbeller, rasch hinterher geben würde, werde er die Leutchen gewiß bald finden.

Papa Pfundbeller und sein Jüngster stürmten eilends davon. Keuchend stiegen sie den Berg hinan, liefen durch die Burg, kreuz und quer, liefen um die Burg, musterten sorgsam jeden Mantel, der ihnen entgegenkam; aber sie fanden niemanden, der einen solchen Mantel trug, wie Papa Pfundbeller ihn vermisste.

Von der Burg stiegen Vater und Sohn wieder hinab in die Stadt und gingen



Zum Sportzug

W. Sandstein



Föhn am hohen Ifen

E. L. Hoess

zurück in den „Katseller“, inbrünstig hoffend, daß mittlerweile der „andere“ dagewesen und den „verkehrten“ zurück gebracht habe. Aber nein. Der Wirt entschuldigte sich ein ums andere Mal — es sei ihm äußerst peinlich usw. usw. Aber das half alles nichts — Papa Pfundbellers schöner Mantel war weg.

„Himmelberggotskreuzdonnerwetter, so ein Pech!“, schimpfte Papa Pfundbeller, als er mit seinem Jüngsten zum zweiten Male den „Katseller“ verließ, „da wird die Alte einen schönen Krach machen!“

Abends, als nach langem vergeblichen Suchen Papa Pfundbeller heimfahren wollte, machte sein Jüngster ihm einen Vorschlag: „Vater, laß den Mantel hier; siehe den meinen an! Ich will mit dem falschen doch noch mal in den „Katseller“ gehen. Sollte wirklich jemand deinen Mantel abgeben haben, dann komme ich nächsten Sonntag nach Hause und bringe ihn mit.“

Papa Pfundbeller war einverstanden und zog, um das Maß der Verwechslungen voll zu machen, nun auch noch seines Jüngsten Mantel an und fuhr, Korn und Erbitterung im Herzen, heim.

„Na, das wird ein schönes Theater werden!“, dachte Papa Pfundbeller voll stillen Kummers. Kaum aber hatte er die Schwelle seiner geliebten Häuslichkeit überschritten, als ihm auch schon aufgeregt und händeringend seine reure Hausgenossin entgegenflog: „Albert, bei uns ist eingebrochen worden. Mein Mantel ist weg!“

Das war ein bißchen viel für Papa Pfundbeller. Aber — immerhin er hatte nicht allein Pech gehabt, dachte er, und so würde der Sturm der Entrüstung nicht über sein schuldiges Haupt allein dahinbrausen. Und so klang es ein wenig befreiend, als er sagte: „Verflucht noch mal, das ist aber ein Pech-sontag. Meinen Mantel hat mir auch einer geklaut.“

Liebe Jugend!

Die Kinder spielen Hochzeit. Trauung und Festmahl sind vorüber, und nun soll die erhebende Feier mit einem Gefang beendet werden. Aber was soll gesungen werden?

Dem jungen Paar wird die schwierige Entscheidung überlassen, und die holde Braut schlägt vor: „Müde bin ich, geh zur Kuh!“

Der kleine Herrmann bekommt vom Lehrer 40 Pfennige und den Auftrag, ihm ein Apfelfüßle um 20 Pfennige beim Bäcker zu holen, um die anderen 20 Pfennige dürfe er sich auch eins mitbringen. — Auf beiden Backen lachend, kommt er wieder an. Gibt dem Lehrer 20 Pfennige zurück und erklärt in Seelenruhe: „Es hat bloß mehr oans gebn!“



Merger

Philosophie des Westens

„Je mehr wir streiken, desto teurer wird das Leben — je teurer das Leben wird, desto mehr müssen wir streiken.“

DIE TREUEPRÜFUNG

Eine wahre Begebenheit erzählt von Fritz Maier-Gartmann

Frau Johanna Weichmann war mit ihrem Franz seit einigen Jahren verheiratet und es hatte sich nichts ereignet, was diese Ehe irgendwie gefährdet hätte. Aber es kann der Bravste nicht in Frieden leben, wenn es der Schwiegermutter nicht gefällt.

Die rührige Mutter der Frau Johanna, also die Schwiegermutter vom abnungslosen Ehemann Franz, hatte mit wachsamem Auge festgestellt, daß Franz mit der Köchin Lief in einem ungehörlich guten Einvernehmen stünde. Sie hatte diese Feststellung auch sofort ihrer Tochter entsprechend weitergeleitet, nicht ohne bemerkt zu haben, daß sie natürlich nichts behaupten wollte, aber man müsse auf diese Mannsbilder schon obacht geben, denn sie wären ja alle gleich und deshalb solle man eben vorbeugen. Die Frau Johanna war über diese Offenbarung gar nicht erfreut und nahm ihren Franz gegen diese Verdächtigung sogar energisch in Schutz. Aber

trotz allem dachte sie sich dabei, es könnte ja immerhin sein und sie beschloß diese Angelegenheit nunmehr genauestens im Auge zu behalten. Damit war aber eine Lawine weiblichen Mißtrauens ins Rollen gekommen und solche Lawinen sind bekanntlich vom lieben Gott persönlich auch nicht mehr aufzubalten. Nach wenigen Tagen schon war sie überzeugt, daß ihre Mutter sehr wahrscheinlich vollkommen recht hatte. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen und jetzt erst bemerkte sie, wie sich diese Lief immer zusammenrichtete und wie dieses junge, freche Ding ständig um ihren Mann herumschwänzte. Und er benahm sich genau so niederträchtig. Wenn sie über die Lief schimpfte, dann schimpfte er einfach nicht mit, sondern versuchte immer wieder zu vermitteln. Er war also offensichtlich so in sie vergast, daß er sie unbedingt im Haus behalten wollte. Die Kette der Beweise war also fast völlig

geschlossen, es war nur noch nötig, die Beiden auf frischer Tat zu ertappen.

Es mußte also gehandelt werden und Johanna war zum Handeln entschlossen. Bald war auch der strategische Plan fix und fertig ausgearbeitet. Am nächsten Tag schickte sie die Lief unter einem Vorwand mit ihrem Mann mit dem Wagen in die Stadt um einige Besorgungen zu machen. Kaum waren die beiden fort, schrieb sie mit zitternder Hand auf einen Zettel: „Bin zu Tante Emma gefahren, komme in 2 Stunden wieder“, und legte ihn mitten auf den Tisch. Dann verräumte sie ihren Hut und Mantel und kauerete sich probehalber hinter den schräg im Wohnzimmer stehenden Schreibtisch.

Diese Stellung war bei ihrer Größe sehr unbequem, aber so lange würde es ja wohl gar nicht dauern, bis die Zeit zum Einschreiten kommt und vorläufig konnte sie sich ja noch hinstellen. Endlich kamen die

Beiden heim. Die Johanna war hinter dem Schreibtisch in eine tiefe Anlehnung gegangen, ihr Herz pochte ganz wild, ihre Gedanken arbeiteten fieberhaft. Die Kiesel, dieses gemeine Frauenzimmer, wird sie zuerst einmal sofort hinauswerfen, und dann wird sie sich ihren sauberen Herrn Gemahl vorknöpfen, der kann sich ja freuen. Und wenn sie sich vorstellte, mit welchem Schrecken dieses niederträchtige Paar auseinanderfahren wird, wenn sie plötzlich hinter dem Schreibtisch hervor kommt, da mußte sie sich stark zurückhalten um nicht gleich wie eine Göttin der Rache hervorzutreten.

Der abmungslose Ehemann hatte keinen Schimmer von der raffinierten Falle, die ihm da gestellt war, las den Zeitel und brummte etwas Unverständliches dazu, zog seine Hausjuppe an und rief dann in die Küche hinaus: „Kiesel, bringen S' mir doch die Flasche Wein, die im Eiskasten steht und meine Hausjuppe bringen S' mir auch gleich mit“. Alha, dachte ingrimig die Johanna in ihrer Ecke, jetzt macht er sich's schon bequem und an Wein braucht er auch noch dazu, der seine Herr. Die Kiesel brachte das Gewünschte und verließ wortlos wieder das Zimmer. Nichts rührte sich als das Rascheln einer Zeitung. Aber in Johanna's Fantasie kam langsam eine ganze Welt ins Wanken. Von Minute zu Minute wurde ihre Situation unerträglich, sie war so hilflos und niedergeschlagen, daß sie sich nicht einmal freute, daß ihr Franz also doch treu war. Ihre Glieder schmerzten sie fürchterlich, sie kämpfte mit den Tränen und verwünschte immer wieder das Geschwätz, das sie in diese Lage gebracht hatte. Wenn er nur einmal aus dem Zimmer ginge, daß sie endlich heraus könnte. Aber Franz rührte sich nicht. Lieber Gott, betete sie, erspar mir diese Schande, verschone mich vor dem Gelächter. Aber der liebe Gott erklärte sich nicht für zuständig und so blieb ihr schließlich gar nichts anderes mehr übrig, als langsam und laut schluchzend aus ihrem Versteck aufzutreten. Franz war nicht wenig erschaut, als seine Göttergattin plötzlich in ihrer ganzen Länge vor ihm stand. Als sie ihm dann zögernd alles beichtete, da lachte er natürlich voll Genugtuung und Schadenfreude.

Allerdings soll er dann anschließend einige raue Worte über die Schwiegermutter im allgemeinen und über die seine im besonderen ausgesprochen haben.

Liebe Jugend!

Ursula ist abgemagert, zerstreut und blaß. Also geht sie zum Arzt.

„Das Essen schmeckt mir nicht! Ich kann weder lesen noch arbeiten, immer sind meine Gedanken anderswo! Nachts finde ich keinen Schlaf. Was soll ich tun, Herr Doktor?“

Der Arzt lächelt: „Heiraten Sie ihn!“

Es kommt nur auf die Auffassung an

Eine Kette wird von einem Auto überfahren. Als das Auto schon längst weiter gerauscht war, erwacht die Kette wieder, schüttelt ihr Gefieder und sagt nur: „Verflüchtiger Zahn!“

Humor des Auslandes

„Bedeutet Ihr neuer Verehrer ein Glück für Sie?“ — „Na, ob! Zuerst schenkte er mir eine Perlenkette, dann ein Diamantarmband, und nun will er mich heiraten.“ — „Ach, meine Liebe, jetzt will er sparen!“

(London Opinion)

Zweiterlei

„Heute morgen komme ich auf der Strafe mit einem Herrn, Beamten, wie sich später herausstellte, ins Gespräch.“

„Sie gehen auch wohl zur Arbeit“, fragte ich.

„Nein“, sagt er vornehm, „zum Dienst.“

Tippfehler

„... Leider blieb Ihr Schreiben bis heute unbeantwortet, da Unterzeichneter soeben erst von einer Reise zurückkehrte.“

Die Bedürfnis-Frage

Die etwa vierzigjährige, vollbusige und überaus munter gekleidete Dame belästigte den Polizei-Kommissar jetzt zum dritten Male.

„Ich möchte gern wissen, wie das mit meinem Besuch steht, — Milly Juchs, Herr Kommissar.“

Der Polizei-Kommissar brummte: „Weiß schon! So schnell geht das nicht, — da muß erst die Bedürfnis-Frage geprüft werden.“

Milly Juchs war beleidigt. — „Bedürfnis-Frage! Erlauben Sie, Herr Kommissar, — so etwas will ich nicht aufmachen! Es handelt sich um eine Weinjube.“



Der Brief

Karl Böhm

BLEU

Von Hans Herms

Nach dem Abendbrot lesen Lehmanns gewöhnlich die Zeitung. Herr Lehmann sitzt dann in seinem bequemen Lehnstuhl, den ihm die Gattin zu Weihnachten geschenkt; Frau Lehmann aber thront auf dem Sofa und hat die Breitseite des Tisches ganz für sich.

So auch heute. Herr Lehmann liest den politischen Teil, Frau Lehmann den lokalen und die Anzeigen. Später wechseln sie. „Leopold, am Donnerstag singt Schlusmus —. Wollen wir nicht mal hingehn?“

„Ich denke, am Donnerstag sind wir zu Schulzens eingeladen.“

„Ach ja. Du, das hätt' ich bald vergessen.“ Und nach einer Weile seufzend: „Ach Gott, was zieh' ich da bloß wieder an?“

Herr Lehmann hält es für angebracht, in dieser hochnotpeinlichen Angelegenheit einstweilen zu schweigen.

„Leopold, sag mal, was meinst du?“

„Ja, was soll beim ich dazu sagen?“

„Dann zieh doch das Kote an.“

„Du willst sagen, Kosa.“

„Ist Kosa nicht etwa auch Kots?“

„Nein, ich kann nicht bei jeder Gelegenheit das alte Ding tragen.“

„So alt ist doch das nicht.“

„Aber ich hab 's schon ein paar mal bei Schulzens angehabt.“

„Na, dann meinetwegen das Blaue.“

„Was für 'n Blaues? Ich hab doch gar kein Blaues.“

„Das — das — das mit den Himmeln enten da oben rum — na, du weißt schon, was ich meine.“

„Aber Leopold, das ist doch nicht blau.“

„Nein, was denn?“

„Bleu.“

Jetzt blickt Herr Lehmann auf: „Nun mach aber 'nen Strich; das ist doch das selbe.“

„Wie? Das ist noch lange nicht das selbe. Zwischen Bleu und Blau ist ein ziemlicher Unterschied.“

„Ich hab noch keinen bemerkt.“

„Dann verstehst du nichts davon.“

„Mag sein. Doch so viel weiß ich, daß bleu französisch ist auf gut Deutsch blau heißt.“

„Ich habe kein Französisch gelernt.“

Frau Lehmann sagt das mit Betonung und mit Nachdruck setzt sie hinzu: „Aber ich weiß so viel, daß Bleu und Blau nicht das selbe sind.“

„Mir kann 's recht sein“, antwortet Herr Lehmann und räkelt sich lachend in seinem Stuhl.

Frau Lehmann aber legt ziemlich unsanft ihr Zeitungsbrett auf den Sand.

Nach einer Weile greift Herr Lehmann das Thema wieder auf: „Na, Alwine, bist du dir nun einig geworden?“

„Worüber?“

„Über das Kleid, das du anziehen willst.“

„Das bleue ziehe ich nicht an.“ Kurz und bündig klingt das.

Damit ist die Sache für Frau Lehmann abgetan, und es wird — wenigstens vor derhand — kein Wort mehr darüber verloren.

Die Streitart scheint begraben.

Da beginnt Herr Lehmann von neuem:

„Alwine, du hast doch noch das schöne Hellgrüne; wie wär 's denn damit?“

Entsetzt starrt Frau Lehmann ihren Gemahl an. „Aber, Leopold, das ist doch unmöglich!“

„Was heißt unmöglich? Meiner Meinung nach steht dir das noch am besten.“

„Um Gotteswillen, da kann man sehen, was ihr Männer für 'nen Geschmack habt. Man trägt ein Straßenkleid und dazu in ausgesprochener Sportform, doch nicht bei einer Abendgesellschaft.“



Verschneite Almhütte

E. Henel

„Ich finde das grüne Leinenkleid sehr nett.“

„Wenn auch. Übrigens ist das kein Leinen.“

„Was denn?“

„Kamforse.“

„Jetzt halt' aber die Luft an! Ist denn das nicht auch Leinen? Weißt du, Alwine, wenn du schon das gute deutsche Wörtchen Leinen verschmähst, dann sprich deine lieben Fremdwörter wenigstens richtig aus.“

Frau Lehmann sagt darauf nicht noch einmal, daß sie kein Französisch gelernt habe.

„Ich muß das schon so sprechen, wie ich es lese.“ Ein wenig verlegen klingt das.

„Dann will ich dir's sagen: Kamforse! Daß also nächstens ein bißchen auf, mit deinen schönen Fremdwörtern.“

Das muß Frau Lehmann wohl einsehen, wenn's ihr auch unangenehm ist.

„Überhaupt mit eurer verrückten Mode“, fährt Herr Lehmann fort, als er merkt, daß er Oberwasser hat: „Da wird egal groß Geschrei gemacht. Guck mal in die Schaufenster! Nicht ein deutsches Wort findest du mehr. Und das nennt sich deutsche Mode!“

„Ja, Leopold, das ist mir auch schon aufgefallen.“

„Und sieht man richtig hin, dann ist's derselbe Plunder wie früher.“

„Ach ja, und Namen gibt's da! Man geniert sich fast, sie auszusprechen. Ich meine, dafür mußte es doch auch deutsche Ausdrücke geben.“

„Gibt's auch, aber dann kauft natürlich keiner das Zeug.“

„Warum denn nicht?“

„Weil's euch dann nicht vornehm genug dünkt.“

Frau Lehmann sieht über die Brille.

„Siehst du, genau wie mit deinem Bleu“, fährt Herr Lehmann fort.

„Leopold, das ist etwas ganz anderes.“

„Ja, ich weiß schon. Klingt ja auch viel feiner — Bleu!“

„Das versteht du nicht.“

„Nein, Gott sei Dank!“

„Zwischen Blau und Bleu ist sogar ein großer Unterschied.“

„Ich kenne keinen; für mich ist beides ein und daselbe.“

„Für mich nicht! Für mich nicht!“ Frau Lehmann erciser sich mehr und mehr.

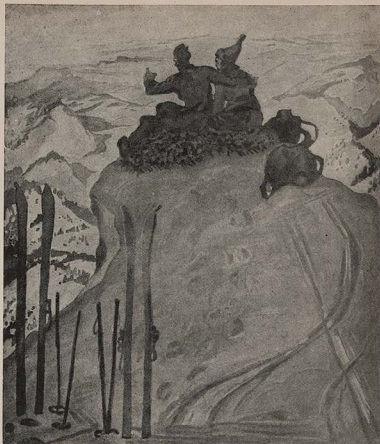
„Ich bin gottlieb noch nicht farbenblind.“ „Aber Alwine, das hat doch damit gar nichts zu tun.“

„Natürlich hat das damit was zu tun. Für mich ist Blau noch lange nicht Bleu.“

„Für mich ist Blau — Blau; damit basta!“

Da stürzte Frau Lehmann von ihrem Thron, setzt energisch die Brille ab und sagt mit einem Nachdruck, der jede Widerrede von vornherein ausschließt: „Und Bleu ist Bleu!“

„Madame! Gute Nacht!“



... Und er zeigte ihr sämtliche Ski-Berge und sprach: „Sieh, dies alles könnten wir machen, wenn du nicht alleweil den verfluchten Knieschnackler kriegen tatest!“

KLEINE GESCHICHTEN

Ganny und die Kreide

Als Ganny Elsler, die weltberühmte Tänzerin, in Paris eines Sonntags auftreten wollte, ergab sich zu ihrem Schrecken, daß keine Kreide vorhanden war, deren sie dringend bedurfte, um ihre Schuhe damit einzureiben. In ihrer Verzweiflung beschloß sie den Direktor, ihr auf alle Fälle Kreide zu beschaffen, da sie sonst nicht tanzen könne. Auf seine Vorstellungen, es sei doch Sonntag und kein Geschäft offen, hatte sie nur die Worte: „Kreide, oder ich tanze heute nicht.“

Der Unglückliche stürzte davon. Nach einer Stunde kehrte er zurück und brachte tatsächlich zehn Stück Kreide mit.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“, fragte die Tänzerin.

„Zehn Tausen Kaffee“, war die Antwort. Ich habe nämlich zehn Kaffeehäuser besucht und dort am Billard die Kreide stehlen müssen.“

Der Techniker

Als James Brindley, der „Schöpfer der Kanalschiffahrt“, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den ersten Kanal in England erbauen wollte, hatte er gegen den Hohn und Spott der ganzen gebildeten englischen Welt zu kämpfen.

Er ließ sich aber nicht einschüchtern und man sagt von ihm, daß er im Kampfe mit der Meinung der Welt mehr Tapferkeit aufgewendet habe als mancher Kriegsheld. Als sein Kanalprojekt im Parlament behandelt wurde, fragte ihn ein Abgeordneter, was er sich denn denke, wozu die Flüße da seien.

Die Abgeordneten dachten, den Techniker mit dieser Frage erledigt zu machen. James Brindley aber erwiderte und sagte: „Zum Kanale füllen!“

Nach einigen Jahren konnte der erste Kanal von Manchester nach Worsley Mill eröffnet werden.

MORGENMOND

EIN MÜNCHENER KÜNSTLER-ROMAN VON JOHANNA BIRNBAUM

Bisheriger Inhalt: Durch die norddeutsche Ebene eilt der Zug in südlicher Richtung. Im Schein des werdenden Tages liegen die Wiesen. Noch steht das bleiche Nachgeglüh am Himmel zwischen Nacht und Tag, der Morgenmond, der bald dem goldenen Lichte des Tages weichen muß. Symbol einer Lebenswende, die aus dem Dunkel überleitet, durchläuft einen neuen Tage entgegenüber! — Diese Gedanken bewegen die Studentin Barbara Baur, die der Stadt ihrer Studien und ihrer Sehnsucht, München, entgegenfährt. Wer die Kunst liebt, dem ist es nicht schwer, unter Kämpfer zu kommen, und bald haben Barbara und ihre Freundin Gertrud mit dem Bildhauer Florian Seidl Freundschaft geschlossen, mit dem Barbara den Glanz polstet. Es ist im Mai 1927.

1. Fortsetzung.

Ja, hier war Barbara in ihrer Welt! Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten vor Eifer. Mit innerer Genußgung stellte er fest, daß sie Freude an den alten Meistern hatte. Fern stand sie vor dem Kleinsten der deutschen Romantiker, dem aus der Schatzkammer flammenden „Auf der Wanderung“ von Moriz v. Schwind, mit der ewigen Sehnsucht des Deutschen nach der unbekannten Ferne. Seltene Juwelen heute! Denn es war die Zeit, da das Nassenhaas anfang, sich auch in der Münchner Kunst breit zu machen. Endlich war die langjährige Bühlarbeit naturfremdeter Abfallkritiker auch hier mit Erfolg gekrönt worden, hier in der Großstadt Deutschlands, die sich am längsten dem aufsteigenden Element widersetzt hatte.

„Ja, es ist ein fein's Knaus Bild!“, sagte Florian neben ihr, „aber die meisten schauen sich's nicht mehr an.“ Der Ärgere versah sich in die Stämme, und in verhaltenem Zorn stieß er hervor: „Und warum? — Die Propheten der neuen Kunst begnügen sich nicht damit, uns mit ihrem Gift die Seele zu verderben; sie nehmen uns auch noch die Freude an der großen Vergangenheit.“

„Daselbe sagt auch Hiler in seinem „Kampf“, wandte sich Barbara lebhaft um. Und fast zwingend fügte sie hinzu: „Sie kennen das Buch doch!“

Statt aller Antwort knallte der Bildhauer die Haken zusammen: „O.M. Mann Seidl.“

„Herzlich!“

„Ja, bald weht ein neuer Wind! Aber ein Weiden wird es noch dauern.“ Sein Gesicht zeigte plötzlich einen Ausdruck von Haß. „Und hier mit der Faust muß man den neuen Gedanken Eingang verschaffen. Mit Worten und Kunstwerken allein erreicht man's nicht. In den Straßen und Vortragssälen — Keilereien — versteht's du? — Aber das ist nichts für dich, Kindchen, geht!“

Im Eifer der Begeisterung hatte er mit solcher Selbstverständlichkeit das Du gebraucht, daß Barbara darüber hinwegging. Sie kamen in den nächsten Raum.

„Schauen Sie den Gauguin! Es ist das einzige, das mir in dem Saal gefallen könnte. Das Bild zieht mich an, weil es Schönheit und Naturnähe atmet. Aber so ganz bebaglich ist mir dabei auch nicht zumute, weil — er es bei den Schwarzen der Südsee sucht. Das klingt nach Untergang des Abendlandes, und darum halte ich doch nicht viel davon“, meinte Barbara.

„Geiz und ungesund ist es — kraßlos! Die Flinten ins Korn werfen!“ schimpfte Seidl.

„Sie gingen weiter.“

„Die Expressionisten — was denken Sie von denen? Ausdruck will man auf jeden Fall, kümmert sich nicht um die Form und hat doch nichts mehr, was das Herz bewegt in dieser Zeit der Fabriken und Naturferne.“

„Expressionismus, Kubismus, Futurismus —“, erwiderte Florian laut und grob, „die verschiedenen Richtungen hängen mir schon zum Halbe raus. Ich schaffe aus dem Boden meines Volkes und aus mir

selbst. Das ist mir genug. Alles übrige ist mir wurscht. Ich zähle mich zu keiner Richtung.“

Andere Besucher wurden bereits auf ihn aufmerksam und blickten neugierig herüber. Barbara strebte in den nächsten Saal.

„Das ist aber gewiß mit Opfern verbunden, wenn man sich in dem Maße für eine neue Idee einsetzt wie Sie. Da wird wohl die Kritik nicht immer sanft mit Ihnen verfahren! Ja, man wird Sie vielleicht ablehnen?“

„Kritiken!“ lachte der Bildhauer überlaut, „ich lese überhaupt keine Kritiken über meine Arbeiten! Sie sehen, ich stelle auch nicht aus.“

Barbara nickte verstehend.

„Ich warte — — —“ Er sprach das leise und zögernd, als vertraue er ihr das Geheimnis seines Lebens an.

„Die Ihre Zeit kommt“, ergänzte Barbara nachdenklich.

„Ja!“ Verblüfft sah er vor sich hin. „Und wenn ich tagaus, tag ein von Leberlast leben muß, vor dem verdammten Meißelknopf will ich nicht kugeln. — — Diese geistige Syphilis!“ spuckte er vor Keloßhas Selbstbildnis aus.

Barbara belam einen roten Kopf, aber sie ließ nicht davon.

Es wurde zusehends dunkler im Raum.

„Wie spät ist es denn?“ fragte sie.

Florian schaute nach der Uhr: „Kurz nach vier erst.“

„Gleich gibt's ein Donnerwetter“, sagte neben ihnen ein alter Herr. Da folgte auch ihnen Schlag auf Schlag. Ein starkes Gewitter entlud sich. Eine Stunde lang prasselte der Regen auf das Glasdach über ihnen. Die Räume lagen in Dämmerung.

Im Kopiersaal saßen Florian und Barbara auf dem gepolsterten Kundsitz, der um die Stühle lief; sie waren über die unheimliche Gefangenhaftigkeit durchaus nicht ungehalten. Nur vereinzelte Besucher kamen hierher. Florian erzählte Barbara von seiner Arbeit, von seinen Plänen und Entwürfen. Der Ausdruck seiner glänzenden schwarzen Augen wechselte rasch. Barbara schienen es die merkwürdigsten Augen, die sie je gesehen: bald schwärmerisch, bald fanatisch, bald jernia, bald lachend und voll Schalk und Leichtsinn; bald verrieten sie seine Verwunderung über den Flug ihrer Gedanken, ihren Zug zum Übernatürlichen, den er aus ihrer Art, die Kunstwerke zu betrachten, herausfühlte. Obgleich dieser Hang zum Mystischen seiner eigenen Natur gänzlich fremd war, gestand er sich doch ein, daß er ihn bei Barbara nicht nur gelten ließ — nein — sie wäre ihm ohne den Zauber des Geheimnisvollen halb so reizvoll erschienen. Schließlich verfügte sie andererseits über gefunden Menschenverstand, der sogar nicht selten zur Ironie führte. Er hatte sich schon lange nicht so gut mit einem Mädchen unterhalten. Sie könnte ein guter Kamerad sein; vor allem, und das rechnete er ihr hoch an, er hatte sich gegeben; wie er war, und sie war nicht topfisch geworden. Gewiß, sie war Dame der Gesellschaft, das könnte ihm eine Freundschaft verleiden — aber die Gesellschaft bedeutete ihr nicht die Welt — und das versöhnte ihn wieder.

Der Regen ließ allmählich nach.

Sie gingen in die Verhülle hinaus.

Es hatte sich merklich abgekühlt. Barbara war leicht angezogen. Nach einiger Zeit gelang es dem Bildhauer, eine Tasse heranzuholen. Sie tranken die Afterspeise hinunter.

Sonnenlicht brach durch die grauen Wolken, spiegelte sich auf dem nassen Asphalt der Babrstraße und hellte die Rasenflächen in den Anlagen am Königsplatz und um die alte Pinakothek frühlingsgrün auf. Ein kräftiger Wind wehte den Duft von Blüten in den halb geöffneten Wagen.

Es war Mai in München.

Florian legte den Arm um Barbara und spürte sekundenlang das Verlangen, sie an sich zu ziehen. Aber irgendeine Macht hielt ihn zurück.

So verging die Nacht.

Der Bildhauer ärgerte sich über sich selbst. Hatte er nicht stets genommen, was ihm gefiel? War Barbara nicht wie die andere? Er kam sich töricht vor. Aber er umschloß doch nur behutsam und zögernd ihre schmale, weiche Hand mit seiner arbeitsharten. Barbara lehnte schlaf und unbeweglich neben ihm. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr jemand seine Liebe entgegenbrachte.

Als der Wagen vor ihrer Wohnung hielt, löste sie verwirrt ihre Hand und verabschiedete sich kurz und hastig.

Florian Seidl sang leise vor sich hin, als er die vielen Stufen der breiten Freitrepppe hinaufging, die in die Akademie führt.

Kradend fiel die schwere Tür hinter ihm ins Schloß. Der Pförtner klickte auf, schob das kleine Fenster zur Seite und rief ihm zu, daß ein Brief für ihn da sei.

„Dr. Ludwig Bräntel“ lautete der Absender. Endlich — die Antwort auf seine Vorlagen zur Ausgestaltung der Union-Lichtspiele. Der Auftrag war ihm so gut wie sicher. Es wäre seine beste Arbeit seit Jahren, hatte sich Professor Adlerle anerkennend geäußert. Das Relief war für den Zuschauerraum gedacht, die vier allegorischen Figuren für die Nischen in der Wandelhalle.

Wenn er den Auftrag erhielt, bot sich ihm eine gute Gelegenheit, seinen Namen bekannt zu machen. Aber darum war ihm augenblicklich weniger zu tun als um die geldliche Seite der Angelegenheit. Wieviel würden die Entwürfe einbringen?

Das Gesicht seiner Mutter stand ihm vor Augen, wie sie ihm gestern abend die Tür öffnete, einen Schimmer von Hoffnung über dem vergrämmten Gesicht. Bringst du Geld, Florian? hatte sie gefragt — nicht mit Worten, nein, mit den Augen.

Und er hatte wegschauen müssen! Hoffig riß er den Umschlag auf, als er die schmale Treppe in das Kellergeräusch hinunterstieg, wo sein Atelier lag. Am Fenster des langen Korridors las er:

... die soldatische Haltung der Gestalten dürfte wohl kaum dem Zweck und Stil des Raumes entgegenkommen.“

Ja, was war denn das? Sein Gesicht verfärbte sich. Vordrhard, Mitglied des Komitees, hatte ihm doch so große Hoffnungen gemacht!

Einen Augenblick lebte er wie betäubt am Fenster Sims. Da näherten sich Schritte von der anderen Seite, und er öffnete schnell die kleine Tür, auf der in harten, strengen Buchstaben mit weißer Kreide geschrieben stand:

Atelier 10
Florian Seidl

Die Kühle des Raumes nahm ihn auf. In der Luft lag ein schwacher Geruch von feuchtem Ton und Zigaretten. Er warf den Brief auf den kahlen, mit Farbkleben bedeckten Tisch und sank in Hut und Mantel auf den unbequemen Stuhl, der die einzige Sitzgelegenheit in diesem kleinen, überaus einfachen Raum bildete. Ihn froz, hungrig war er und müde und hatte das Leben im Augenblick so fass. Lange starrte er vor sich hin inmitten seiner Tonmodelle, Zeichnungen und Gipsabgüsse, für die er keinen Blick hatte — — das Nichts, das grauenvolle Nichts lag vor ihm. Kaltgestellt — mit achtundzwanzig Jahren erledigt — es war zum Aufhängen!

Ja, er war ein Außenseiter in dieser Zeit des Intellektualismus, da die Kunst nur noch ein Blendwerk war, da sie letzte Gemeinheiten und Sinnlosigkeiten feierte und das Einfache, Kindliche, Deutsche mit einem Lächeln überging. Und das Volk machte mit, denn es war müde geworden und schläfrig. „Deutschland, erwache!“ hatte er nicht noch am Vormittag voll Zuversicht diese Worte auf die weißen Leinwandstreifen für die Propagandawagen seines Sturmes gemalt? Wann erwachte es? Ja, sein Glaube wurde wahrhaftig auf eine harte Probe gestellt, sein Glaube an eine Idee, die größer sein mußte als die Übermacht der Feinde; größer als Hunger und Armut.

Von den Eltern bekam er keinerlei Unterstützung, im Gegenteil, er selbst trug noch zum Haushalt bei. Der Bauernstand war verarmt. Die Kästchen voll Schiene, die der Landwirt eingenommen hatte, taugten jetzt noch zum Feueranmachen. Der Vater hatte den Hof dem verheirateten Bruder überlassen und war in die Stadt gezogen, wo er versuchte, seine Meßgerei weiter auszubauen. Das Geschäft entwickelte sich nur sehr langsam. Für die Ausbildung der Kinder war kein Geld mehr vorhanden. Beschäftigung irgendwelcher Art fanden sie auch nicht; denn infolge der Erbrossung der deutschen Wirtschaft, ihrer Ausschaltung vom Weltmarkt und der Nationalisierung der Arbeitsweise in den Fabriken nach amerikanischem Vorbild war die Arbeitslosigkeit ins Uferlose gewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausschnitt in der Vorlage



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglismalerplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Groß-Konditorei CAFÉ MACH
Rosenstraße 11



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Gut verpflegt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller

Besucht die Vorstellungen der
"DACHAUER" im "PLATZL"
gegenüber dem Hofbräuhaus

Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten

Café Orlando di Lasso am Platzl
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
1a Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Café am Dom
Kaufingerstraße

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus-Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Vorzüglich
und preiswert
speisen Sie
in **GEISEL'S** neuen
EXCELSIOR GASTSTÄTTEN
Auswahlreiche Menüs zu RM 1.50 / Löwenbräu-Biere vom Faß

**Münchener
Kunstschulen**

Qualitätsdrucke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Harnerstr. 8-10, Telefon 207.63



SCHULE FÜR DIE KUNST
von Alois Schleicher in Isding/Isartal
mit Lehrstätte München, **Odeonsplatz 2**
staatl. anerk. i. Allgem. Kunstzerziehung

Münchener Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Absekt 17-18 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 301.49

Ausriss in der Vorlage

ANGST

Von Erich Knud Kernmayr

Ruth ging mit leichten Schritten durch den Abendnebel. Die Lichter der Stadt unten am Berg glommen wie kleine Allerjedenlamphen zu ihr herauf. Der hohe Tannenwald rechts des kiesigen Weges wucherte wie eine steile, undurchdringliche Mauer in die sich verdichtende Dunkelheit. Eigentlich war es ein wenig unheimlich jetzt heroben auf dem kleinen Berg. Etwas zu einsam.

Aber Ruth liebte die stillen Stunden, in denen man so ganz allein ist mit seinen Gedanken, mit seinen Wünschen. Da legt sich keine nächterne, kalte Wirklichkeit zwischen uns und unsre Träume.

Jedenwo in der dunklen Waldmauer schrie ein Vogel. Schnell und ohne Wohlklang zitterte der läbe Laut durch die hereinbrechende Nacht.

Ruth dachte einen Augenblick an die alte Großmutter, die ihr vom Totenvogel erzählt hatte. Unwillkürlich schreie sie schneller aus. Wie endlos der Weingartenweg heute wurde! Es wäre vielleicht doch besser gewesen, heute aus dem Berggasthaus etwas früher wegzugehen. Sie und da raschelte es im Wald, und geheimnisvolle Schritte kamen und verflangen

unweit von ihr. Manchmal knisterten und frachten die dünnen Äste auf dem weichen Waldboden. Dann wieder flackerte der Mond durch die hohen Bäume, die ihre Schatten über den Weg warfen. Ohne es zu wollen, fiel ihr der furchtbare Raubmord ein, der sich vorige Woche in der nahen Stadt zugetragen hatte. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Langsam froh eine würgende Angst in ihr hoch und ließ sie ihre Eile verdoppeln.

Die Lichter kamen nicht näher. Es war dem jungen Mädchen, als wenn sie sich mit jedem Schritt weiter von der Stadt entfernen würde.

Auf einmal horchte sie auf. Es war kein Zweifel. Hinter ihr kam jemand rasch heran.

Ruth erschrak. Einen Augenblick stockte ihr Fuß, dann aber ging sie, so schnell sie nur konnte. Aber hinter ihr im Dunklen kamen nun auch die Schritte immer näher. Ruth fühlte, wie ihr plötzlich das Herz bis zum Hals herauf schlug. Sie hastete immer schneller durch die finstere Nacht.

Hinter ihr klang gleichmäßig der sie verfolgende Schritt.

Wegen armigen drei Schillingen war in der vorigen Woche eine alte Frau ermordet worden. Erst Wochen später hatte man ihre Leiche im Gebüsch gefunden, grausam verhöhnt. Wegen ganzen drei Schillingen!

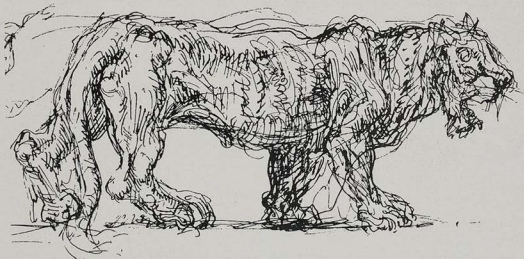
Ruth ging nicht mehr, — sie bezog gerade den Berg hinunter. Trotzdem kam der Verfolger immer näher heran.

Kurz vor der ersten Laterne in der Gartenvorstadt stolperte Ruth und überknickte sich. Mit einem unterdrückten Aufschrei blieb sie stehen und sah sich um. Ein behäbiger, etwas bejahrter Mann kam atemlos auf sie zu.

Ruth blickte ihm entschlossen entgegen.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“, fragte sie mit mühsam beherrschter Stimme. Der Dicke stotterte verlegen herum.

„Ich? O gar nichts! Aber ich habe mich verspätet und es ist so unheimlich in diesem finstern Wald. Da geht man nicht gerne allein. Aber Sie sind so schnell gewesen, daß ich Sie beinahe verloren hätte...“



Leo von Weiden

DER PROTZ



Hauber

„Na, Herr Wendelin, Fräulein Braut soll ja kolossale Mitgift bekommen haben?“ —
„Stimmt, habe bei Nachzählen Hornhaut an Fingern jekriegt!“